

Freiheit und Sklaverei sind geistige Zustände.» Mit diesen Worten warb der indische Anwalt Mahatma Gandhi bei seinen Landsleuten für die gewaltlose Unabhängigkeitsbewegung. Nur wenige Jahre später schüttelte Indien die britische Kolonialherrschaft endgültig ab.

Freiheit ist der wohl mächtigste politische Begriff. Er wandelte und verbreitete sich rasant. Viele halten Freiheit für das Menschenrecht schlechthin. Manche sind bereit, dafür zu sterben. Aber meinen wir alle dieselbe Freiheit? Gibt es eine natürliche Freiheit, oder ist sie immer kulturell definiert? Und was passiert, wenn unterschiedliche Vorstellungen von Freiheit aufeinanderprallen? Die «NZZ am Sonntag» hat in verschiedenen Kulturen und philosophischen Traditionen nach Antworten gesucht. Entstanden ist eine subjektive, unvollständige Weltreise des Freiheitsbegriffes.

Europa

Weltweit versuchen Philosophen seit 2500 Jahren, Freiheit zu deuten. Im Westen existieren - stark vereinfacht gesagt - zwei Argumentationslinien. 1. Freiheit ist ein natürlicher Zustand des Menschen und sollte deshalb möglichst nicht mit Gesetzen eingeschränkt werden. 2. Gesetze sind der einzige Weg, um zu verhindern, dass wir uns nicht gegenseitig bestehlen und die Köpfe einschlagen. Freiheit kann also nur erhalten werden, wenn wir sie einschränken. Zentral für den westlichen Freiheitsbegriff ist die Autonomie des Subjekts - ein Konzept, das in Asien und dem Orient wenig bekannt ist.

Besonders einflussreich ist Immanuel Kant, der die «praktische Freiheit» als Selbstverständnis eines mündigen Menschen versteht, der sich seines Verstandes bedient und darum in der Lage ist, selbst Entscheidungen treffen zu können und damit im eigentlichen Sinne frei ist. Diese positive Freiheit, das haben viele Autoren nach Kant festgestellt, hat auch etwas Furchterregendes, weil sie Eigenverantwortung mit sich bringt.

Unabhängig von der Frage, wie Politik und Freiheit zusammenhängen, setzte sich in den Köpfen der Europäer vor allem eine Idee durch: «Mein Lebensstil, meine Moral, mein Eigentum.» Vordenker für den individuellen Freiheitsbegriff war John Stuart Mill. Sein Buch, das 1859 in London publiziert wurde, war inspiriert von seinem Leiden in einer moralisch verknöcherten Gesellschaft, die seine intime Freundschaft mit der verheirateten Feministin Harriet Taylor verurteilte. Mill sagte, dass die Freiheit des Individuums darin bestehe, dass jeder Mensch das Recht habe zu denken und zu handeln, wie er möchte, solange er damit niemandem Schaden zufügt. Davon, dass jeder seine Meinung frei sagen und sein Leben führen könne, wie er will, profitiere jeder und jede. Mill setzte sich konsequenterweise für die Gleichberechtigung der Geschlechter ein, von deren Nutzen alle profitieren würden. Seine Freiheit soll ermöglichen, seinen Lebensstil frei zu wählen, solange man niemanden, oder höchstens sich selbst, schädigt.

In Bezug auf die Impfdebatte: Kein Mensch soll nach Mill zu gesundheitsbewusstem Verhalten genötigt werden, nicht durch Gesetze, aber auch nicht durch soziale Normen oder Konformismus. Sich nicht impfen zu lassen gegen Covid, ist in dieser Sichtweise völlig legitim. Allerdings stünde Mill hier vor einem Widerspruch zu seinem Gebot, anderen keinen Schaden zuzufügen.

USA

Das amerikanische Freiheitsideal hatte wohl den grössten Einfluss auf den weltweiten Diskurs. Auffallend ist, dass die englische Sprache zwischen «liberty» und «freedom»

unterscheidet. Auch wenn die Alltagssprache sie oft austauschbar verwendet, so liegen zwischen den beiden Worten Welten. «Freedom» ist ein inneres Konstrukt. Also die Freiheit, die zwischen den Ohren der Menschen stattfindet: Die Gedanken sind stets frei. Im Unterschied dazu ist «liberty» ein externes Konstrukt. Es bezeichnet den Zustand des Freiseins in der Gesellschaft. Diese Freiheit kann, wie die jüdische Philosophin Hannah Arendt es ausdrückte, nur im Kontakt mit anderen überhaupt bestehen.

Einen grossen Einfluss auf das amerikanische Freiheitsideal hatte Thomas Paine, einer der Gründerväter der USA. Er nutzte den Begriff der Zivilgesellschaft («Civil Society») für revolutionäre Zwecke: Er machte die Unabhängigkeitsbestrebungen der Amerikaner zum gerechten Freiheitskampf gegen die despotischen Briten.

Undenkbar wäre das heutige Freiheitsideal der Amerikaner ohne Henry David Thoreau. Der Philosoph glaubte an eine radikale, stark auf Autonomie fussende Freiheit: Um seine Idee der individuellen Autarkie zu testen, zog er sich zwei Jahre in den Wald zurück und schrieb mit «Walden» die Bauleitung zur amerikanischen Volksseele. Von Zeitgenossen als Spinner abgetan, ist er heute als Schöpfer des amerikanischen Freiheitsideals von linken und konservativen bis hin zu libertären Kreisen breit akzeptiert.

Islamische Welt

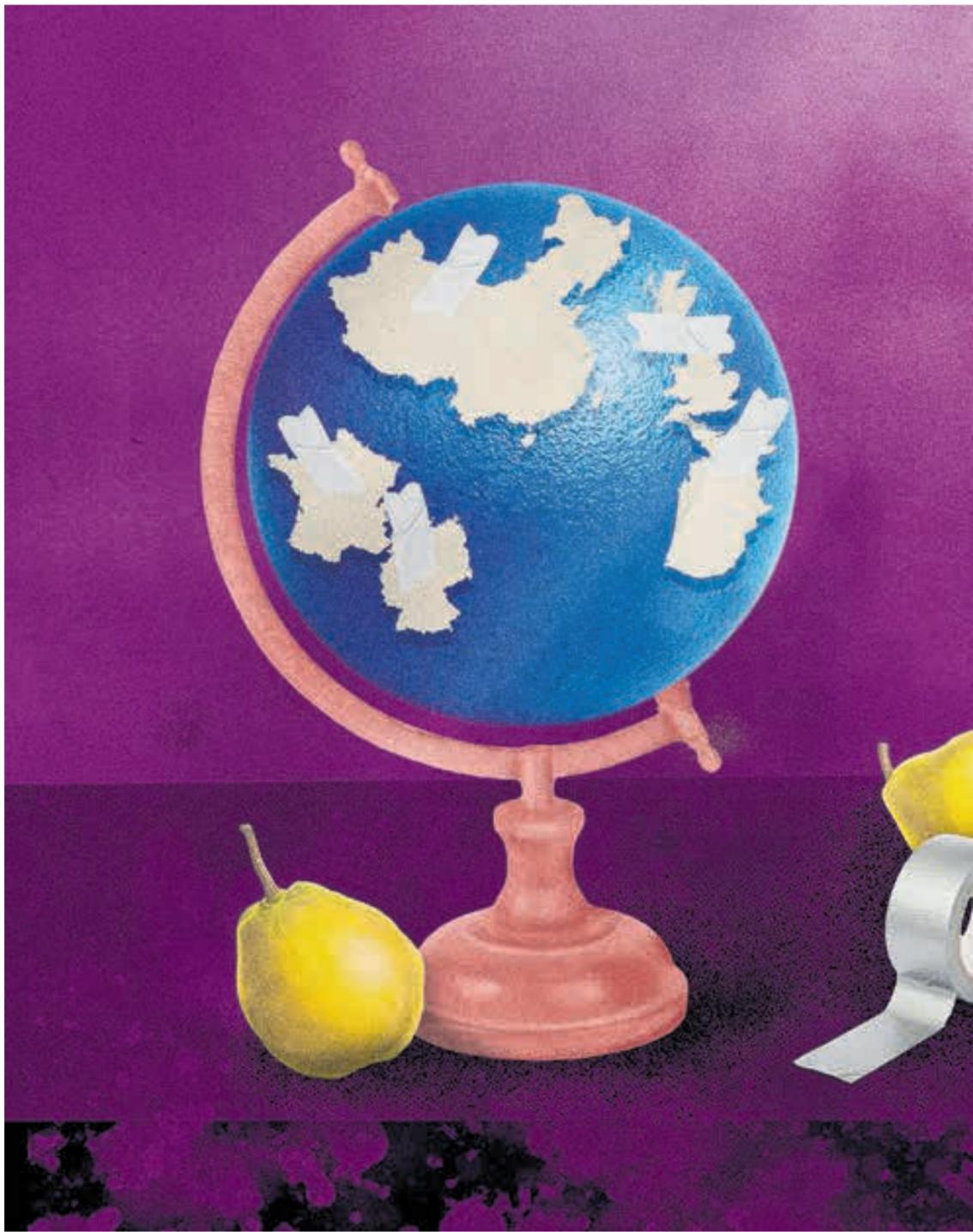
Der Westen sieht sich oft als Geburtsstätte des Freiheitsgedankens. Die Realität ist weit davon entfernt. In der islamischen Theologie beginnt das Nachdenken über den freien Willen, oder die Frage, inwiefern der Mensch freie Entscheidungen treffen kann, Ende des 7. Jahrhunderts - also etwa hundert Jahre nach dem Tod des Propheten Mohammed. Ausgangspunkt dafür ist der Koran. Er geht davon aus, dass jeder Mensch auf Gott ausgerichtet sein sollte, lässt aber die Frage offen, wie das passieren soll. Manche Koranverse plädieren für den freien Willen, andere stellen die Verfügungsgewalt Gottes über die Schöpfung in den Vordergrund. Stoff genug also für Theologen, um über diese Aussagen nachzudenken und daraus eine Theorie der menschlichen Handlungen zu formen.

Eine Auffassung lautet: Wir tragen die Verantwortung für unsere Taten, weil wir über einen freien Willen verfügen. Gott hat uns dazu ermächtigt, frei zu handeln. Die zweite Gruppe vertrat eine deterministische Haltung: Es ist alles ohnehin von Gott vorbestimmt, er macht mit uns, was er will.

Beide Haltungen haben einen politischen Hintergrund. Die erste ist herrschaftskritisch gegenüber den umayyadischen Kalifen, die in Damaskus residierten, die zweite stützt die Kalifen als von Gott gewollte Herrscher. Durchgesetzt hat sich schliesslich ein Mittelweg, der bis heute in der sunnitischen Theologie Bestand hat: Beide sind beteiligt, Gott und der Mensch. Denn alles, was in der Welt existiert, muss von Gott gemacht sein. Aber Gott lässt den Menschen die Wahl, welche Handlungen sie ausführen. Aus diesem Mittelweg ist schliesslich der arabische Freiheitsbegriff entstanden, der dem Menschen eine Teilautonomie zugesteht.

Islamische Philosophen wie der 1037 verstorbene Avicenna stehen in der Tradition der griechischen Philosophie. In seiner Zeit lagen die Werke von antiken Autoren auf Arabisch vor. In diesen Überlegungen ist der Freiheitsbegriff eher Nebensache. Er ist zwar mitgedacht, aber der Ausgangspunkt ist nicht die Autonomie des Menschen, sondern Gott selbst. Der Mensch hat die Aufgabe, seine von Gott gegebenen Gaben zu nutzen und zu perfektionieren. Die Freiheit besteht darin, diesen Weg zu erkennen.

Im 19. und 20. Jahrhundert erweiterte sich die Freiheitsdiskussion im islamischen Raum um die politische Dimension. Europäische Denker wie Stuart Mill und Immanuel



Ein Wort geht um die Welt

Dass Menschen frei denken und handeln dürfen, scheint uns heute selbstverständlich. Doch Freiheit bedeutet in jeder Kultur etwas anderes. Sicher ist: Das Ideal vom Freisein ging nicht von Europa aus. **Von Katharina Bracher**



ILLUSTRATION: JULIA GEISER

Kant werden übersetzt. Allerdings ist die Erfahrung der islamischen Welt mit den Europäern eine ambivalente: Muslimische Denker lesen über hehre europäische Freiheitsideale bei Kant und Mill, sie erleben jedoch Europas Kolonialmacht als despotisch und ungerecht. Gleichzeitig hat sich ein Freiheitsverständnis durchgesetzt, das die Emanzipation des Menschen zur Grundlage hat: Man ist nur ein gläubiger Muslim, wenn man sich frei dafür entschieden hat.

Heutzutage geht man in der islamischen Welt normalerweise von der Freiheit des Menschen aus. Selbst populäre arabische Prediger, die man im Fernsehen oder auf Youtube verfolgen kann, äussern sich in diesem Sinn. Ein Argument lautet dann etwa, dass wir natürlich in unseren Handlungen frei sind - aber eben doch nicht ganz. Was nützt dir deine Freiheit, wenn du krank im Bett liegst und nicht selber darüber entscheiden kannst, ob du wieder gesund wirst?

Japan

Die Partei, die seit den 1950er Jahren fast ausschliesslich regiert, trägt den Begriff der Freiheit in ihrem Namen: Freiheit- und Demokratie-Partei (*Jiyū minshu tō*). Darüber, was Freiheit wirklich bedeutet, gibt es keinen Konsens. Die politische Idee der japanischen Regierungspartei ist ein freiheitlicher Rechtsstaat, allerdings zeigen sich darin immer häufiger autoritäre Tendenzen, die den Widerstandsgeist der Japaner provozieren. Zum Beispiel, als neue Sicherheitsgesetze im Jahr 2015 eine landesweite Protestwelle auslösten. Mit restriktiver Medienpolitik sägt die Regierung ausserdem an den Standbeinen der Meinungsfreiheit.

Grundlage für den Widerstandsgeist der Japaner bildet unter anderem der Buddhismus als Religion der Befreiung. Sein Freiheitsbegriff ist religiös konnotiert und zielt auf die individuelle Erlösung. Seit dem Mittelalter haben die Japaner dies immer wieder politisch ausgelegt. Damals existierten auf den Inseln regionale Selbstverwaltungen, die

Freiheit messen

Welches Land ist das freieste?

Die Antwort: Es kommt darauf an, welche Freiheit man meint. Denkfabriken, NGO und Forschungsinstitute erstellen regelmässig Ranglisten mit unterschiedlichen Kriterien.

Wenn es um politische und zivile Freiheit geht, zieht die amerikanische Organisation Freedom House jährlich Bilanz. Gemessen wird unter anderem die Freiheit bei Wahlen, die Meinungsfreiheit, aber auch persönliche Autonomie. In den letzten 15 Jahren nahm die Zahl der «freien Länder» stetig ab. Im Moment sind es noch 82 von 195. Die Schweiz liegt laut dem Bericht von 2020 auf dem zwölften Platz, vor ihr sind unter anderem die skandinavischen Länder, die Niederlande, Kanada, Australien, aber auch Uruguay. Am Ende der Tabelle liegt Syrien.

Ähnlich sieht die Liste der Londoner Denkfabrik Legatum aus, die als Teil ihrer Wohlstands-Indizes jährlich die persönliche Freiheit misst. Betrachtet werden etwa das Selbstbestimmungsrecht oder die gesellschaftliche Diskriminie-

rung. Auch hier liegt Skandinavien vorne und die Schweiz auf Platz 12. Schlusslicht ist Eritrea. Eine umfassendere Betrachtung nehmen die amerikanischen Denkfabriken Cato Institute und Fraser Institute vor. In ihrem jährlichen Human Freedom Index messen 76 Indikatoren nicht nur die persönliche Freiheit, sondern auch die wirtschaftliche, etwa die Handelsfreiheit oder bürokratische Schranken. Die Schweiz rangiert in dieser globalen Auswertung auf Platz zwei, hinter Neuseeland. Letzter Platz: Katar.

Geht es nur um Wirtschaftsfreiheit sieht das Fraser Institute die Schweiz auf Rang 4, hinter Hongkong, Singapur und Neuseeland und vor den USA (6).

Einen Freiheitsindex gibt es auch für die Schweizer Kantone, erstellt von der Denkfabrik Avenir Suisse. Die Ausgabe von 2020 sieht Fürstentum Liechtenstein an der Spitze, dann folgt Appenzell Ausserrhodens. Zürich und Bern liegen auf den Plätzen 17 und 21. Genf kommt am Schluss. (fur.)

sich von der Herrschaft der lokalen Fürsten losgesagt hatten. Es waren einzelne Gebiete oder Städte, die über kein einzelnes Oberhaupt verfügten - ähnlich wie in der Schweiz die Kantone.

Allgemein gilt das Zuhören seit der Staatsgründung Japans im 8. Jahrhundert als eine der wichtigsten Regierungstugenden. Das Grundprinzip lautet: Man entscheidet nichts allein, sondern hört alle an und wägt alle Argumente gegeneinander ab, damit sich nicht allein Partikularinteressen durchsetzen. Das Ideal der politischen Führung war immer eine bewegliche, harmonische Regierung, die möglichst nicht auf Zwang zurückgreifen muss.

Der Freiheitswille der Japaner kam im späten 18. Jahrhundert erneut zum Ausdruck, als gebildete Schichten auf die kolonialen Gelüste des Westens mit einer nationalen Gegenbewegung reagierten. Selbst die lokalen Fürsten gaben irgendwann freiwillig ihre Macht ab, um die Modernisierung des Landes zu ermöglichen und eine Kolonialisierung Japans zu verhindern.

Nach dem Motto «Ich kann tun, was ich will» wurde Freiheit in den letzten Jahrzehnten stark individualistisch verstanden. Die Freiheit besteht auch darin, apolitisch zu sein. Diese Entwicklung wird derzeit in Japan öffentlich zum Problem erklärt. Thema sind die Folgen eines ungesunden Lebensstils: Überarbeitung, Rauchen, ungesund Essen - muss die Gesellschaft für diese selbstverschuldeten Kosten aufkommen?

China

Von den drei grossen Lehren Chinas - Buddhismus, Konfuzianismus und Taoismus - kennt letztere die Freiheit im Sinne von Wandern, Schwimmen und sich frei bewegen. Dem im Westen entstandenen Freiheitsbegriff am nächsten kommt die Spontaneität: die Freiheit, starre Normen und Verhaltensvorschriften nicht zu beachten. Entstanden ist diese Art von Nonkonformismus 220 bis 900 nach Christus, und sie postuliert die Selbstbehauptung des Individuums. Ausgangspunkt ist die Vorstellung, dass der Himmel in jedem drin ist. «Wenn ich nur auf mein Inneres höre, dann werde ich richtig geleitet.» Die Anhänger des Taoismus folgen einer Utopie, die vergleichbar ist mit der Naturverklärung von Wegbereitern der europäischen Aufklärung wie Jean-Jacques Rousseau. Der taoistische Freiheitsbegriff hat aber auch eine dunkle Seite: die Ablehnung von Bildung, die sich aus dem Hass gegen die Beamten-Eliten speiste.

Vertreter des Konfuzianismus halten hingegen an starren Normen und an feudalen Strukturen fest. Der Herrscher war vom Himmel eingesetzt und hatte die Verpflichtung, sich am Wohlergehen des Volkes auszurichten. Menzius, ein Nachfolger von Konfuzius, argumentierte, dass das Volk ein legitimes Recht auf Widerstand hat, wenn es nicht gerecht regiert wird.

Die Vorstellung, dass das Volk seinen Herrscher kritisieren und stürzen darf, ist bis heute in den Köpfen der meisten Chinesen. Der Diskurs über individuelle Freiheit ist aber nicht öffentlich. Doch Chinesen sind von der Mentalität her aufmüppig und chaotisch. In den letzten zwanzig bis dreissig Jahren konnte man sich viele Freiheiten leisten: Lesen, was man will, reisen, wohin man will - solange man nicht öffentlich die Partei infrage stellt. Der Erfolg der Regierung unter Xi Jinping wird auch davon abhängen, wie stark das Regime die Freiheit der städtischen Mittelschicht beschneidet.

Quellen: Ulrich Rudolph, Professor für Islamwissenschaften; Roman Seidel, Islamwissenschaftler; Rafael Suter, Sinologe; Raji Steineck, Professor für Japanologie. Die Dozenten haben das neue Masterprogramm «Philosophie in Asien und der islamischen Welt» an der Universität Zürich ins Leben gerufen.

Wie ich frei wurde



Christine Brand

Der Anruf meines Lebens

Mit 43 Jahren habe ich meinen Traumjob aufgegeben, meine Wohnung gekündigt und gut drei Viertel meines Besitzes verschenkt. «Bist du wahnsinnig?», fragte mich ein Kollege, als ich davon erzählte. Tatsächlich war ich der Unvernunft nie ganz abgeneigt. Doch in diesem Fall zeigte sich bald: Das Loslassen war das Vernünftigste, das ich je getan habe. Es war der Preis, den ich zu bezahlen bereit war, um etwas anderes zu gewinnen: Freiheit.

Aber lassen Sie mich von vorne beginnen. Am Anfang meines neuen Lebens stand ein Anruf. Ich war damals seit fast zehn Jahren Journalistin bei der «NZZ am Sonntag». Jeden Monat landete ein anständiger Lohn auf dem Konto, ich lebte in einer tollen Wohnung, liebte das Reisen und schrieb in meiner Freizeit Krimis. Am anderen Ende der Leitung war mein Literaturagent. «Ich habe einen Verlag für dich», sagte er. Blauwolle wollte mein Buch. Sie zahlten einen fünfstelligen Vorschuss. Ich hätte 24 Stunden Zeit, um Ja oder Nein zu sagen, sonst sei das Angebot vom Tisch. Ich sagte Ja.

Mein erster Gedanke war: Schön, dass ich nun mit meinem Hobby Geld machen kann. Bis dahin hatte ich mit meinen Krimis nur ein Taschengeld verdient. Dass ich mit dem Unterschreiben des Vertrags mein ganzes Leben ändern könnte, sickerte erst nach und nach in mein Bewusstsein: Auf einen solchen Anruf warten viele Autorinnen und Autoren ein Leben lang. Ich brauchte drei Tage, bis mir bewusst wurde, dass hier eine einmalige Chance vor mir lag - ich musste einzig mutig genug sein, um sie zu packen.

Ich konnte weiterfahren wie bisher und etwas mehr Geld zur Verfügung haben. Oder ich setzte alles auf eine unsichere Karte: den Job kündigen, hoffen, dass sich das Buch gut verkauft und dass ich den nächsten, noch ungeschriebenen Roman wieder an den Verlag bringen kann. Dann könnte ich, würde ich meine Lebenskosten senken, vielleicht vom Bücherschreiben leben.

Das Verlockende daran: Bücher kann ich überall auf der Welt schreiben. Das Beängstigende: Kündigte ich meinen Job, würde ich meine finanzielle Sicherheit verlieren. Es gab auch keine Garantie, dass sich mein Buch verkaufen würde. Um zu entscheiden, stellte ich mir eine einzige Frage: Werde ich es bereuen, wenn ich den Schritt nicht wage? Mir wurde klar: Wenn ich es nicht mache, würde ich mich mein Leben lang fragen: Was wäre gewesen, wenn... Also tat ich es.

Ich habe es bis heute nie bereut. Seit vier Jahren bin ich als schreibende Nomadin unterwegs. Ich schrieb zum Beispiel als Hundesitterin in einer Dschungel-Villa auf Bali oder auf Sansibar in meinem blauen Zimmer bei einer afrikanischen Familie. Bin ich in der Schweiz, lebe ich temporär in Wohnungen oder in meinem Zimmer bei einer Freundin.

Das Überraschendste war, wie gut es tat, mich von meinem Besitz zu trennen. Mit jedem Stück, das ich weggab, fühlte ich mich beweglicher. Gleichzeitig habe ich praktisch aufgehört, neue Dinge zu kaufen. Auch das empfinde ich als sehr befreiend. Das Schwierigste an meinem neuen Leben ist, dass ich immer wieder Menschen loslassen muss und ich oft nicht da bin, wenn ich da sein sollte.

Zum Glück hat es mit meinen Büchern bisher gut hingehauen - die letzten vier landeten zuoberst auf der Bestsellerliste. Das wäre nicht möglich gewesen, hätte ich meinen Job behalten. Mein Leben ist grösser geworden. Es ist voller Begegnungen, Entdeckungen und Abenteuer. Ich fühle mich reicher als je zuvor: Mein Leben so leben zu können, wie ich will, ist unbezahlbar.